

Vorwort

Ist nicht schon alles gesagt über diese kleine Republik, deren Existenz im Zeitalter der Jahrtausende nur ein Atemzug war? Mag sein, dass es viele Berichte und Schilderungen zum Alltag in der DDR gibt. Jede und jeder hat sein eigenes Bild, durch sein eigenes Erlebtes. Meine Geschichte ist ein klitzekleines Mosaiksteinchen im Gesamtbild der etwa siebzehn Millionen Menschen dieses Landes. Und ich hätte es nicht für nötig erachtet darüber zu schreiben, wenn ich nicht durch meine Kinder zum nochmaligen genauerem Hin- und Zurückschauen gezwungen worden wäre. Durch sie erst bin ich in meiner jetzigen Lebenssituation ins Stocken geraten und habe inne gehalten. Der Vergleich meiner mit ihrer Kindheit hat mir bewusst gemacht, wie stark sich unsere Erlebniswelten unterscheiden. Fast alle Mechanismen, die ich erlebte, scheinen heute absurd, nicht denkbar. Die freiheitlich-liberale Prägung meiner Kinder ist normal und erst im bewussten Rückblick werden die Unterschiede deutlich sichtbar. Einerseits als Mutter, die die Geschichtsbücher ihrer Kinder kennt und andererseits als Zeitzeugin an weiterführenden Schulen, bin ich in Berührung mit dem vorwiegend westdeutschen Blick auf die historische Entwicklung der

DDR gekommen. Aus meinem persönlichen Erleben erscheinen mir diese Schilderungen sehr einseitig und unvollständig. Fragen von Schüler*innen wie „*Musstet ihr hungern?*“ oder „*War es schlimm für Dich, eingesperrt zu sein?*“ bestätigen, dass nachfolgende Schülergenerationen mit einem undifferenzierten und fast vollständig negativem Bild der ohne Zweifel restriktiven DDR beschult werden. Dass es trotz Verstaatlichung von Betrieben, der Landwirtschaft und sozialen Einrichtungen, trotz staatlicher Regularien, Kontrolle und Überwachung auch ein normales Leben als Kind und einen erfüllten (Schul)alltag gab, soll dieses Buch beschreiben. Damit hege ich jedoch nicht den Anspruch auf Vollständigkeit, denn meine Kindheit ist natürlich wie jede einzelne Kindheit eine sehr individuelle Lebensphase eines jeden Menschen. Doch neben den gesellschaftlichen Gegebenheiten war meine Kindheit dennoch nicht die klassische Kindheit in der DDR, sondern eine Kindheit auf dem Lande, auf dem Gebirgskamm und vor allem in einer gesellschaftlichen Sonderstellung, der Nische der Privatwirtschaft.

Die klassische Musik im Autoradio verleitet mich, in gleichmäßig zügigem Tempo über die Landstraße zu gleiten. Ich blinzle in die Morgensonne. In der langgestreckten Kurve erblicke ich an deren Ende ein kleines langsames Fahrzeug und stöhne innerlich auf, weil es mich zum Runterbremsen veranlassen wird. „Kann es sein, dass das ein Trabant ist?“ frage ich mich. Als ich ganz nah dran bin, erkenne ich, dass dem tatsächlich so ist. 2024. In Oberbayern. Tja. Ich überhole und betrachte im Rückspiegel wie ich mich entferne und der Trabbi immer kleiner wird, immer weiter weg ist, wie ein Sinnbild für meine Kindheit in der DDR. Ich erreiche die nächste Ampel, sie zeigt rot, ich muss warten. Und plötzlich sehe ich hinter mir, ganz nah, tuckernd, den kleinen blauen Trabbi. „Wie im echten Leben“ denke ich, „die Vergangenheit taucht immer wieder mal auf und holt mich wieder ein...“

Wir waren zu zehnt. Vertraut und doch fremd, sich nahe und doch fern, symbiotisch vereint und doch eigen. Eine Enklave in einer wetterbedingt manchmal autonomen Gebirgsrepublik im Osterzgebirge. Wir waren die Familien der Grumbtmühle im Rosengrund, im Osten Deutschlands, der DDR.

Die Sterne am Himmel sind nicht erkennbar, dafür ist der Schein der Kerzen auf den Bierbänken zu hell. Die Laternen werfen nur ein schwaches Licht und die Dunkelheit umhüllt uns. Die alten Äste der Eiche beschirmen uns und es ist ruhig geworden, nachdem alle Kinder zu Bett gebracht worden waren oder sich selbst zurückgezogen hatten. Die Zeit des Scherzens und Einschenkens ist vorbei. Eine wartende Stille kehrt ein. „Ja, ja, wir werden alt“ sagt ein Nachbar und pult sinnierend an dem Label seiner Bierflasche. Ich betrachte sein Tun und frage mich: haben sich diese Bierflaschen verändert? Ich hatte sie kleiner, gedrungener in Erinnerung. Sie waren ständiger Begleiter in unserem Haus. Bier schien ein normales Getränk wie Milch oder Tee zu sein, es schien für Männer zum Leben dazugehören.

Das Haus in dem ich mit meiner jüngeren Schwester aufwuchs war mehr als ein Wohnhaus. Es war ein großes, mit vielen Fenstern versehenes Gebäude, gen Süden gerichtet. Ein Teil des Hauses beheimatete ein Sägewerk. Ursprünglich als Mühle zum Mahlen von Getreide gebaut, wurde es später von der Urgroßmutter meines Vaters, Franziska, in ein Sägewerk umgewandelt. Hinter dem großen Mühlentor lag ein breiter, langer

Gang, in dessen Zentrum das Sägegatter stand und links und rechts an der Wänden befanden sich weitere Maschinen, verschiedene Sägen und die Hobelmaschine. Nach Norden hinaus waren mehrere Lagerhallen und Geräteräume angebaut worden und neben der Garageneinfahrt stand ein Schuppen, der das Gelände abschloss.

Es war ein großes Anwesen, was in einer kleinen Senke direkt auf dem Erzgebirgskamm lag. Nachdem sich der Weg am Ortsrand windend und eng in eine Niederung begab, eröffnete sich nach einem kleinen Anstieg und einer letzten steilen Biegung nach links plötzlich das weitläufige Grundstück. Als würde man eine Tür öffnen und ins Weite blicken, lag eine ebene langgestreckte Fläche rechterhand des Weges vor einem. Ähnlich dem Gang entlang einer Museumsvitrine, ließen sich beim Begehen des Weges, die einzelnen Teile des Anwesens beschauen: zuerst der Holzplatz, gesäumt von Fichten, in dessen Mitte eine freiliegende ovale Wiesenfläche lag, die an einen Fußballplatz erinnerte. An dessen östlichen Rand türmten sich ordentlich aufeinander gelegt Stapel von Stämmen auf. Daran angrenzend linkerhand lag das hüfthohe breite Eisentor, mit Holzscheiben bestückt und von zwei Steinsäulen gehalten. Aufsteigend, zur

Durchfahrt für Holzlieferanten, ließ es sich flügeltürig öffnen. Die wie eine Gletscherzung breiter werdende Hofeinfahrt lag einladend und wegweisend zum Haus und zum Mühlberg. Jetzt hatte man die Wahl: linkerhand höflich bei der Familie, im Besonderen bei meiner Mutter im Vorhaus zu klingeln oder zum Mühltor zu gehen, um meinen Vater, den „Sägemüller“, mit seinem Anliegen aufzusuchen. Diese zwei Möglichkeiten wurden optisch unterstrichen. Zum einen wurden die Zugänge zum Haus oder zur Mühle von Schienen getrennt. Zum anderen gab es bis zum Mühlentor eine kleine Steigung und das nicht ohne Grund, denn dieser Gang kostete wohl einige Überwindung, kam er doch meist dem eines Bittstellers gleich.

Ging man weiter nach oben, lagen angrenzend an der Sägemühle, ehemals für die Heulagerung vorgesehene Räume, von außen immer verschlossen. Davor breitete sich der kleine Mühlteich aus, ehemals notwendig um das Sägewerk zu betreiben, aber später nur noch Badeteich, zur Freude von uns Kindern.

Blieb man jedoch außerhalb des Geländes vor dem Tor stehen und ging den Weg weiter, konnte man linkerhand der Straße, etwas tiefer gelegen den neuen

Gemüsegarten von Mutter und Tante sehen. Gänzlich fehlte es an lieblichen Obstbäumen. Stattdessen konnte diesem Stück Land an der Schlichtheit der Vielfalt angesehen werden, mit wie viel Mühe und Trotz hier oben in der rauen Kammregion Erträge abzuringen sind. Erdbeeren, Johannisbeeren, Himbeeren, Kartoffeln, Möhren und Erbsen waren weitestgehend Erfolg versprechende Obst- und Gemüsesorten.

Ganz anders rechts des Weges: dort präsentierte sich das Werk meiner Mutter, der gepflegte Steingarten. Oft blieben Besucher stehen und bewunderten die Vielfalt und Farbenpracht ihrer Hände Arbeit. Ein Summen und Brummen hing zwischen den Blättern und Blüten. Schmetterlinge ließen sich nieder und umflatterten sorglos die Rabatten. Die großen Steine inmitten der Blütenpracht dienten uns Kindern als Hüpfsteine. Wir hockten barfuß auf Ihren kalten glatten Flächen und hielten inne, in uns versunken, Teil des Gartens.

In der Region hatten viele Häuser ein sogenanntes Vorhaus, um im Winter nicht sofort mit verschneiten Schuhen im Haus zu stehen. Dicht neben dem Vorhaus gab es noch einen kleinen Steingarten mit vielen verschiedenen Bodendeckern, die die Sorgenkinder der

Mutter darstellten. Denn von Wühlmäusen angegriffen, vom Hagel und Frost zerstört oder anderen Widrigkeiten heimgesucht, mussten hier immer wieder Rückschläge hingenommen werden. Die Mutter mühete sich mit Hingabe, auch wenn die Pflanzen selten bis nie blühten.

Unterhalb, Richtung Norden, umsäumt von einer großzügigen Rasenfläche, beschlossen eine Birke und zwei Ebereschen das Gelände und signalisierten, dass jetzt ein gänzlich anderer Teil der Anlage folgen musste. Dahinter standen auf einer freien Fläche vier massive Eisenstangen, im Viereck durch Leinen miteinander verbunden, und markierten den Wäscheplatz nachdrücklich. Dieser Platz hatte Hanglage und oberhalb, dort endlich, etwas im Verborgenen, fand man sie dann: die Rosen zum Grund. Mit Hingabe widmete sich meine Mutter diesen Pflanzen. Ihr Wunsch war es, sie zu beschützen, zu umsorgen, zu überwintern. Der Duft meines Geburtstages ist der eines Straußes von gelben und roten Rosen aus dem Garten, mit derben Dornen, hartlaubigen dunkelgrünen Blättern und hauchdünnen duftigen Blütenblättern. Eine Mischung als Spiegel des Wechsels zwischen Leichtigkeit und Schwere eines Jahres.

Der hinter dem Wäscheplatz liegende Pflasterweg, der zur Garage und dem großen Schuppen aufwärts führte, begrenzte das Gebäude und damit das Grundstück. Als ich acht Jahre alt war, bauten Tante und Onkel auf dem alten Gemüsegarten dahinter ein Haus. Meine zwei Cousinen, die fast wie Schwestern für mich waren, wohnten ab sofort nebenan. Das neue Haus gehörte somit zu uns, zur Großfamilie. Da wir dort ein und aus gingen, nahm ich es eher als Verlängerung der gesamten Anlage wahr.

Dahinter allerdings war für uns das Ende des Rosengrundes absolut erreicht, denn alles was sich weiter den Weg abwärts führend befand, war nicht der Rede wert: eine gedünge LPG-Wiese, auf der sich im Frühjahr und Sommer schwarz-weiße Kühe langweilten, dahinter die alte „Pelzwäsche“, benannt nach Ihrem ehemaligen Besitzer und früher der Erzwäsche dienend, die ihre Blütezeit lange hinter sich hatte. Sie lag verlottert am Ende des Weges, welcher sich unscheinbar ins Tal und damit in den nächsten Ort schlängelte.

Decke, Getränke, Pflaster, Kekse, Äpfel, Messer-endlich war alles eingepackt. Es kann losgehen. Wie eine Karawane setzen wir uns in Bewegung. Die bunten Helme vor mir wie an einer Perlenkette aufgereiht schaue ich, dass wir möglichst rechts am Rand der Straße radeln. Der Wald ist in sichtbarer Nähe. Ich schaue auf meine Hände und freue mich auf die Berührung von Ästen, Zweigen, Moos und Nadeln....

Wir Kinder verbrachten sehr viel Zeit im Freien. Im Haus zu sein bedeutete etwas tun zu müssen. Mitunter hatten wir gute Ideen, denn danach verlangten die vielen nebeligen nasskalten und ungemütlichen Tage im Laufe eines Jahres. So versuchten wir unsere Katzen zu dressieren und bauten Spielzeuge. Wir versuchten sie über Brücken und Stege zu locken, was aber nur zufällig gelang. Misstrauisch und starr schauten uns die Stubentiger mit vorwurfsvollen „Was soll das hier eigentlich werden?“-Blick an. Nicht selten endete ein Dressurnachmittag mit Zwang, was uns mit scharfen Krallen quittiert wurde. Unsere zerkratzten Unterarme zeugten wiederholt von unterschiedlichen Wünschen zwischen Mensch und Tier. Daher suchten wir nach anderen Beschäftigungen. Manchmal, wenn es draußen schon dunkel geworden war, waren auch die Fenster vor

unseren Schreibtischen dunkel, und wir sahen unser Spiegelbild. Dann spielten wir Fernsehmoderatorinnen in einer Bastelshow. Wir dokumentierten unser Tun und hatten Spaß am hochdeutschen Sprechen. Auch das Herstellen der Oster- und Weihnachtsgeschenke nahm viel Raum und Zeit ein. So bespielten wir für die Oma, die weit weg wohnte, Kassetten zu Weihnachten. Wir interviewten unsere Eltern, spielten kleine Stücke auf Gitarre und Flöte vor, erfanden Nachrichten und erzählten Witze. Dieses Vorhaben beschäftigte uns einige Nachmittage.

Trotzdem: draußen zu spielen war schöner, denn es bedeutete frei zu sein. Selten waren wir allein unterwegs, wir spielten meist zusammen mit unseren Cousinsen. Es gab die alte Sandhalde, ein Überbleibsel aus dem Zinnabbau und der Zinnwäsche früherer Jahre. Ganze Nachmittage verbrachten wir auf dieser aufgeschütteten brachliegenden Fläche unweit unseres Hauses. Dort ließen sich herrlich Figuren formen. Wir dachten wir finden echten Ton und waren sicher, es war welcher. Groß war die Enttäuschung, als unsere Gefäße und Skulpturen nach Tagen der Trocknung zu glitzerndem Sand zerfielen.

Das Gelände rund um Haus und Mühle war weitläufig. So genau wussten wir nicht, welche Wiese noch dazu gehörte, aber nie machte sich jemand bemerkbar wenn wir darauf lagen und in den Himmel schauten. Es war schön über die Wiese zu rennen und sich ins hohe Gras fallen zu lassen. Wir fühlten uns eins mit Himmel und Erde. Während sich der Atem beruhigte, hörten wir Insekten und Vögel und beobachteten aus den Augenwinkeln Krabbeltiere, die sich durch die Gräser kämpften. Die südlichste Wiese war sumpfig und es galt als Mutprobe dort barfuß hindurch zu waten. Einmal im Frühsommer hatten wir Besuch von Freundinnen aus der benachbarten Kleinstadt. Um den Mädchen etwas bieten zu können, wateten wir mit blanken Füßen in den Gummistiefeln durch die schmatzende Wiese auf der Suche nach kleinen Fröschen. Neben den gelben Sumpfdotterblumen und dem filigranen Wollgras, das sich sanft im Wind wiegte, fanden wir nichts neben dem gluckernden Bach. Auf dem Rückweg zum Haus, die Sonne im Nacken, sich schwer über den Kiesweg schleppend spürte ich etwas im Stiefel. Und siehe da, ein Fröschlein hatte sich hinein verirrt! Da staunte unser Besuch aus der Stadt.

Im Laufe des Sommers ließen sich viele große Frösche in dem eisigen Aschergraben, einem Bach der aus dem Tschechischen kam, fangen. Fast lautlos wateten wir das durch ein Brett flach angestaute Wasser des Baches, was unseren Mühlteich speiste. An der Oberfläche flitzten Wasserläufer von Ufer zu Ufer, die zu fangen uns nie gelang. Die Sonne strahlte die am Bachboden liegenden rötlich-braunen Steine an, und sie strahlten zurück. Tief gebückt mussten wir ganz genau gucken um einen ähnlich eingefärbten Frosch zu entdecken bevor er mit einem kräftigen Stoß davon schwamm. Hatte eine von uns einen erwischt, umklammerte sie ihn stolz mit beiden Händen und prahlte mit ihrer Jagdtrophäe. Ohne je einen Ekel zu verspüren, genossen wir das Gefühl seiner glibberigen kühlen Haut und das Klopfen seines Herzens in unserer Hand. Dann, gleich einer Begnadigung streckten wir großzügig den Arm aus und warteten den Sprung des Frosches zurück ins Wasser, in die Freiheit, ab.

Ebenso entzückt waren wir von den großen Libellen, die wie Minihubschrauber über den Teich flogen. Sie zu fangen wagten wir nicht, sie hatten eine schützenswerte Aura, weil sie angeblich den Qualitätsbeweis für sehr gutes reines Wasser antraten. Weniger Autorität

strahlten die Grashüpfer aus, die auch zu unseren Jagdobjekten zählten. Sie waren eine willkommene Abwechslung beim monotonen Heuwenden, was im Sommer zu unseren Pflichten zählte. Die Wiesen die unser Haus umgaben hatten Hanglage und waren teilweise dreieckig, gesäumt von Steinrücken auf welchen knorrige Ebereschen, Fichten und zarte Lärchen wuchsen. Die Zeiten als eine Kuh und ein paar Hühner in der Mühle lebten, gehörten der Vergangenheit an, aber die Wiesen und sein Gras gab es noch. Und das waren unsere Spielplätze.

Fünfundvierzig, sechsundvierzig. Die kleinen, nicht enden wollenden feuchten Wäschestücke wandern durch meine Finger, um schön glatt und paarweise auf der Leine zu landen. Ein leichter Wind streicht über die Kleidung. Ein Lächeln legt sich auf meine Lippe, Erinnerung steigt in mir hoch. So lang ich denken kann war der Wind mein Begleiter. Nie fand ich den Wind lästig. Wie ein launischer Mensch begegnete er der Welt jeden Tag anders....

Durch die Kammlage lag unser Ort an einer Wetterscheide. Wir waren dem Südwind ausgesetzt, der in seinen vielen Spielarten zu unserem Leben gehörte.

Auf dem Weg zur Schule um sechs Uhr dreißig am Morgen trieb er mich an, die Strecke noch ein bisschen flotter zu bewältigen. Von allen Seiten schob er mich, als wolle er mit mir spielen. An rauen Tagen, wenn der Südwind von der Seite peitschte hielt ich eine Hand vor die Wange um die feinen Nadeln aus Regen, die er mit sich brachte, nicht spüren zu müssen. Als forderte er mich zum Kampf heraus, schmiss er sich wuchtig immer wieder auf mich. Mitunter ging ich rückwärts und stemmte mich gegen seine Gewalt. „Du kriegst mich nicht unter“, dachte ich. Manchmal, wenn er als

Schneesturm daher kam, fuhr mittags nach Schulschluss kein Schulbus mehr in unseren Ort. Wir mussten die vier Kilometer wohl oder übel zu Fuß nach Hause laufen. Gegen ihn gestemmt, mit einer Hand die Kapuze ins Gesicht ziehend, kämpften wir gegen ihn an. Die Lastwagen die die tschechische Grenze passieren wollten, waren in der Hanglage ins Rutschen gekommen. Nun standen sie teilweise quer auf der Straße und versuchten voran zu kommen. „*Hauptsache nicht die Orientierung verlieren oder von einem Auto erfasst werden*“, dachte ich, während der Sturm um mich herum heulte und ich die Hand vor Augen nicht sehen konnte.

Und als ob er zu einem Waffenstillstand bereit wäre, ließ er über Nacht Kunstwerke aus Schnee entstehen, indem er die weiße Pracht zu skurrilen Skulpturen auftürmte, um mich scheinbar damit milde zu stimmen. Allerdings entstanden dabei auch mächtige Schneewehehen, die der Wind beständig zusammenblies. Wie schräge Rampen baute er sie heimlich über Nacht hinter Bäumen und quer über Wege und Straßen auf, um die Durchfahrt abzuschneiden. Am nächsten Morgen, bevor der Schneepflug kam, durften wir sie in Augenschein nehmen und dann auf dem Weg zur Schule überwinden. Unser Verhältnis zu ihnen war gespalten: als Spielplatz

liebten wir sie, beim Vorankommen zum Schulbus waren sie als lästiges Hindernis verhasst.

Schaurig schön war auch der Raureif, der durch das Zusammenspiel von Nebel, Wind und Kälte entstand. Bizarre Gebilde die an allem was senkrecht stand, zackig wie Sägeblätter entstanden. Schwer hing er an den Zweigen der Fichten. Es mutete wie ein Zweikampf zwischen Belastbarkeit des Baumes und Naturgewalt an, den nicht selten der Nadelbaum verlor.

An hellen, trockenen Tagen im Sommer, glich der Wind einem Choreographen, der half die Wäsche flattern zu lassen. Hoch warf er sie in die Luft und ließ die Kleider auf der Leine tanzen. Ich liebte es, dieses Schauspiel mit immer neuen Facetten, zu betrachten. Aber er war auch tückisch, weil er lieblich kühlend über die Wangen strich und kurze Zeit später wild wurde, und das Heu, das schon in Schloten gerecht war, auseinander zu pusten drohte.

Die Zeiten ohne Wind gab es selten, aber es gab sie. Feuchte Luft hing schwer wie Blei im Rosengrund. Der Wind kam nicht runter, der Nebel hatte sich ausgebreitet und klebte majestatisch und

besitzergreifend wie ein Magnetteppich am Boden. Das konnte tagelang so anhalten, vor allem im November. Aber ich wusste, der Wind ist da und wartet nur auf die nächste Gelegenheit, auf die nächste Lücke, einzutauchen und alles aufzumischen.

Abends wenn wir im Bett lagen, gab es drei bestimmende Geräuschkulissen: das rhythmische Sägen des Gatters, unterbrochen vom Ein- und Ausspannen des Stammes, dazu immer wieder übertönt werdende Fetzen von Radiomusik. Und den Wind. Wild fauchte er um die Häuserecken um dann wieder gänzlich zu verstummen. Eingekuschelt in meine Decke war das für mich der Inbegriff von Gemütlichkeit und Geborgenheit.

Ich hole tief Luft und schaue zum Fenster hinaus, damit mir nicht noch übler wird. Das Auto windet sich einen kurvigen Hang hinauf, gesäumt von steil abfallenden Wiesen. Endlich, oben angekommen breitet sich eine Ebene aus, eine kleine Verschnaufpause. Und da, dicht neben der Straße taucht ein Sägewerk auf. Holzstapel von Brettern stehen dicht an dicht, Stämme liegen fein säuberlich aufgeschichtet zu Haufen übereinander. Dahinter eine große offene Halle, in deren Inneren ich Maschinen erkennen kann. Ich lasse die Scheibe herunter, schließe die Augen und atme ein: der Duft von frischem Holz

Sehr spät erst wurde mir gewahr, dass der Duft den ich kannte eine Mischung aus Körpergeruch, Maschinenöl und Holz war. Die Reinheit von frisch geschnittenen Stämmen allein, war mir der angenehmste Duft. Das Sägewerk, in dem ich aufwuchs, wurde schlicht Mühle genannt. Erst mit Wasser, dann mit Dampf und schließlich elektrisch betrieben, arbeiteten die verschiedenen Sägen, die vom Großvater Alex Anfang des 20. Jahrhunderts angeschafft worden waren. Dementsprechend antik waren die Maschinen: das Gatter, die Pendel-, Säum- und Frässägen, einzige die alte

Hobelmaschine wurde nach langen Wartejahren der Bestellung einmal ausgetauscht.

Die Mühle war das, was untrennbar mit meinem Vater zusammenhing. Durch die Notwendigkeit der Belieferung von Rohholz für den Bergbau und die Herstellung der Dachschindeln für die Erzgebirgshäuser hatte die Mühle über die Jahrzehnte hinweg ihre Bedeutung behalten. In den 1950er Jahren, den Aufbaujahren der DDR, wurde jeder Betrieb mit mehr als zehn Mitarbeitern zwangsverstaatlicht. Da es aber in der Mühle keine Angestellten gab, durfte als Privatbetrieb weiter gearbeitet werden. Und so gestattete man meinem Urgroßvater und später dem Vater nebenberuflich Holz zu sägen und zu verkaufen. Er vertrieb einerseits Lohnschnitt als unbehandelte Bretter und andererseits gehobelte, zugeschnittene Dachschindeln, die für die denkmalgeschützten Erzgebirgshäuser zum Dachdecken benutzt wurden.

Tagsüber zwischen 7 und 15 Uhr arbeitete der Vater als Heilsportlehrer im Sanatorium, danach nutzte er zu Hause jede Minute, um Holz zu schneiden. Mit seinem Chef in seiner Arbeitsstelle hatte mein Vater vereinbart, montags und mittwochs freigestellt zu sein, um Holz